

## Lieben, wer kann das schon?

Elisabeth Mues, Trier\*

Gerade in den letzten Monaten hat mich die Frage nach dem Zusammenhang von Liebe und Heilung, die Frage, ob der Mensch überhaupt zu dieser Liebe fähig ist, sehr intensiv beschäftigt.

Ende Oktober rief mich ein Bekannter an und bat mich, einmal nach einer Patientin zu sehen, die bei uns im Krankenhaus lag. Als ich diese Frau besuchte und ihr die Grüße des Bekannten ausrichtete, war die einzige Reaktion: „Kommen Sie nicht so nah an mein Bett, mir tut alles weh!“ – obwohl ich noch fast an der Tür stand. Dieses „Kommen Sie nicht so nah an mich heran“ hat mich betroffen gemacht. Selten hatte ich einen Menschen mit einem so schmerzverzerrten und bitteren Gesicht gesehen.

Diese Frau, 43 Jahre alt, vor 4 Jahren Mamma-amputiert, wegen Knochenmetastasen zytostatisch nachbehandelt und bestrahlt, lag jetzt bei uns mit einer Spontanfraktur des rechten Schenkelhalses. In ihren Schmerzen schien sie mir so weit weg, so unerreichbar, daß ich mich schon fragte: Was soll dieser Besuch überhaupt? Hatte sie nicht auch im übertragenen Sinn Angst, daß ihr jemand zu nahe kam? War sie nicht so sehr in ihren Schmerzen, so sehr in sich gefangen, daß ich dieses respektieren mußte?

Zu diesem Zeitpunkt lag sie gerade wieder eine Woche im Krankenhaus, aber pflegerisch gab es bereits etliche Probleme, da es ihr niemand rechtmachen konnte.

Die Verbitterung dieser Frau, diese fast unerreichbare Ferne, stellten für mich eine Herausforderung dar. Ich ging täglich zu ihr hin, mit den üblichen Fragen, aber näher kamen wir uns nicht.

Etwa 10 Tage später hatte sie infolge einer Analgetica-Überdosierung einen Kreislaufkollaps mit anschließender Tachycardie. Da sie in diesem Zustand Angst hatte, allein zu sein, blieb ich bei ihr. Die ersten Stunden saß ich nur bei ihr – in jeder meiner Bewegungen genau beobachtet – aber gesprochen wurde kaum. Schließlich begann sie zu erzählen, und ich konnte nichts anderes tun, als zuhören:

Als Kind hatte sie die Eltern verloren und war dann zusammen mit ihrem Bruder bei einer Tante aufgewachsen. Als 15jährige kam sie in ein hauswirtschaftliches Internat. Hier war es ihr nicht schlecht gegangen, aber aus dieser

---

\* Bei diesem Beitrag handelt es sich um ein Referat, das Sr. Elisabeth Mues, Borromäerin in Trier, am 22. Januar 1983 auf der Konferenz der Katholischen Ärztarbeit Deutschlands und der St.-Albertus-Magnus-Gilde, die unter dem Thema „Liebe als Heilkraft – wieviel Liebe gehört zum Heilen?“ stand, in Maria Laach gehalten hat.

Zeit stammte ein Gottesbild, an dem sie heute noch litt: ein Gott der Strenge, dessen Forderungen der Mensch erfüllen – den der Mensch mit Leistungen zufriedenstellen muß . . .

Als sie – unverheiratet – mit 30 Jahren ein Kind bekam, wurde ihr dieses Gottesbild mehr und mehr zum Problem. Ihr einziger Lebensinhalt war die Existenzsorge für sich und ihr Kind. Vor vier Jahren dann die Operation, die Angst, die von Krankenhausaufenthalt zu Krankenhausaufenthalt wuchs, und die Sorge um ihre Tochter – all diese Erinnerungen, Ängste und Enttäuschungen waren in dieser Nacht in ihr lebendig.

In den Jahren ihrer Krankheit baute sie sich auch einen neuen Glauben auf: ein Gemisch aus Parapsychologie, indischen Heilslehren und einem pantheistischen Gottesbild; sie mußte nur an die Heilungskräfte in sich glauben, mußte ihre eigenen Wünsche loslassen, in allem positiv denken und lieben – wenn sie das täte, würde sie gesund. Diese innere Heimatlosigkeit, dieses Wirrwarr an Gedanken und Ängsten, offenbarten ein solches Ausmaß an Leid, daß ich tief betroffen war, aber auch meine eigene Hilflosigkeit ihr gegenüber erlebte. In dieser Nacht war eine Beziehung zwischen uns entstanden, die ich nicht mehr abbrechen durfte. Damals war es nicht primär die Frage: Wieviel Liebe gehört zum Heilen? – sondern das Bewußtwerden: Wieviel Liebe braucht doch der Mensch, um wirklich Mensch sein zu können! Wieviel Liebe war dieser Frau vorenthalten worden!

In der folgenden Zeit stellte ich mir oft die Frage, ob ich ihr überhaupt gerecht wurde. Lagen zwischen uns nicht Welten, in die ich mich nicht hinein-denken konnte? Würde ich die Spannung des Nichterreichens, des Nichtverstehen-Könnens durchhalten?

Was aber auffiel, war, daß sie von diesem Zeitpunkt an kaum noch Analgetica brauchte. Sie wirkte gelöster, aufgeschlossener – sie nahm wieder an vielen Dingen interessiert Anteil.

In unseren Gesprächen ging es nicht mehr nur um ihre Vergangenheit, nicht mehr nur um ihre Krankheit, sondern auch um ihren Glauben. Sie war fasziniert von einem Gott der Liebe, aber trotzdem nicht fähig, ihre Gedanken von Selbsterlösung und Reinkarnation aufzugeben. In diesen Auseinandersetzungen haben wir uns sicher oft gegenseitig weh getan, ich ihr, weil ich ihr die Irrationalität ihrer Gedankengänge klarzumachen versuchte, sie mir in ihrer Kritik am Christentum, die ich zu persönlich nahm.

Es war ein immer neues Lernen und Versuchen, den anderen in seinem Anderssein und Andersdenken anzunehmen, ohne den Rückzug anzutreten.

Wichtig für uns beide waren in dieser Zeit vier oder fünf Menschen, die sich regelmäßig bei ihr trafen, um sie zu besuchen – aber auch um mit ihr zu beten. Dann ging es nicht mehr um theologische „Streitgespräche“, sondern einfach um praktizierten Glauben; da wurde ganz schlicht alle Angst, aber auch alles Vertrauen und alle Hoffnung gemeinsam vor Gott getragen und

gemeinsam ausgehalten, selbst wenn sie das Wort „Gott“ zunächst noch mit anderem Sinn füllte. Und dieses gemeinsame Aushalten aller Fragen, aller eigenen Grenzen und aller Fremdheit war dann von einem gemeinsamen Grund getragen, relativierte die eigene Hilflosigkeit, war m. E. für sie – für uns alle – das Entscheidende. So wurde sie mehr und mehr bereit, sich nicht mehr gegen die eigene Ohnmacht, sich selbst heilen zu können, zu sperren, was sich auch in folgendem Gebet äußerte: „Herr, auf dich vertraue ich, in deine Hände lege ich mein Leben!“

Anfang Januar ist diese Patientin gestorben, ganz schnell und eigentlich überraschend, nachdem sie am Abend zuvor die Krankensalbung empfangen hatte, als Ausdruck dafür, daß sie die Zusage Jesu seiner ganz persönlichen Nähe und Zuneigung annahm und sich ihm in ihrem Leben und Sterben anvertraute.

Der Weg bis zu diesem Punkt, an dem sie zu sich und zu ihrer Krankheit – und damit zu ihrem Sterben Ja sagen konnte, war ein fordernder und schmerzlicher, aber auch befreiender und heilender Prozeß.

In mir blieb ein zwiespältiges Gefühl zurück: Ich hatte sie in den letzten Wochen begleitet, hatte versucht, ihr personale Zuwendung zu geben – und es war unendlich viel Positives geschehen – aber ich hatte auch zutiefst meine Grenzen erlebt. Ich hatte erlebt, daß Mitleid, Teilhabe am Leid des anderen, nur sehr begrenzt möglich ist, daß der andere mir trotz aller Nähe fremd bleibt, ja daß sein Anderssein erst in einer wachsenden Beziehung als Fremdheit erfahren wird. Ich hatte erlebt, daß ich den anderen – und er mich – oft gar nicht verstehen kann.

Aber auch das durfte ich erleben, daß wir über alle Fremdheit hin täglich neu diese Begegnung wagen konnten, weil wir einander in unserer Freiheit und Einmaligkeit achteten – weil wir im Glauben an Gott eine gemeinsame Mitte hatten.

So stand ich auch für mich persönlich sehr intensiv vor der Frage: „Lieben, wer kann das schon?“

### Lieben – was bedeutet das?

Es ist heute allgemein bekannt, daß der Mensch auf den anderen Menschen verwiesen ist, daß Selbstbejahung, Selbstliebe abhängig sind von der Erfahrung der Nächstenliebe. Der Mensch muß sich als angenommen und bejaht erfahren, um zu sich selbst Ja sagen zu können. Nur in dem Maße als er sich selbst annimmt – und das kann er wiederum nur, indem er sich als geliebt erfährt – wird er fähig, auf den andern einzugehen, sich ihm zuzuwenden, sich ihm mitzuteilen.

So heißt Lieben sicher grundlegend, den anderen in seinem Da-Sein wahrzunehmen, ihn erfahren zu lassen, daß er mir nicht gleichgültig ist, daß ich ihn annehme, ohne alle Bedingungen, daß ich ihm den Raum schaffen möchte, in dem er einfach er selbst sein darf, mit allen Fragen und Ängsten, daß ich ihm meine Nähe anbiete – eine Nähe, die um die richtige Distanz weiß, eine Nähe, die nicht vereinnahmt und erdrückt, sondern ihn befreit aus Einsamkeit und Unsicherheit –.

Lieben meint dann aber auch, daß das Angebot der „Nähe“ vom anderen angenommen wird. Weicht der andere diesem Angebot aus, zieht er sich zurück, so bleibt zwischen uns die „Ferne“. Einseitig kann ich keine Nähe schaffen. Nimmt der andere aber dieses Angebot an, erfahre ich auch für mich eine Nähe als Möglichkeit menschlicher Erfüllung.

Lieben meint also einen doppelseitigen Prozeß – und darin liegt die Unberechenbarkeit der Liebe, daß ich plötzlich staunend und erschreckend wahrnehme, daß die Zuwendung, die ich einem anderen gebe, mich selbst verändert, verändert in der tiefsten Mitte meiner Person, daß ich offener und verwundbarer werde, daß alles, was den anderen betrifft, mich selbst betrifft – und ich es nicht mehr abschütteln kann. Liebe meint in diesem Zusammenhang die Fähigkeit, mich von dem Leid des anderen treffen zu lassen, meint die Fähigkeit, vom Leid des anderen innerlich ergriffen zu sein.

Lieben beinhaltet die Bereitschaft, mich selbst von dem Leidenden einfordern zu lassen und den Willen, mit ihm diesen Weg in Treue zu gehen.

Das setzt voraus, daß ich um mich herum eine Atmosphäre schaffe, die geprägt ist von Bewußtheit, absichtloser Zuwendung, eigener Beheimatung, Interesse und Engagement für den anderen als Person, daß ich offen bin für die Begegnung mit dem Menschen, mit dem ich es hier und jetzt zu tun habe.

Dieses Lieben wird unendlich viel Gesichter haben, weil es der je eigene und einmalige Prozeß zwischen konkreten, sehr individuellen Menschen ist.

### Der „Alltagshintergrund“

Konfrontiert man diese Überlegungen mit der Alltagspraxis, ergeben sich schon etliche Bedenken, ob dieses Lieben überhaupt möglich ist?

- Erfahre ich mich selbst wirklich als angenommen und geliebt, einfach um meiner selbst willen, oder gründet mein Selbstbewußtsein / mein Selbstsein weitgehend auf meiner Leistung, meiner Funktion und Autorität? Bin ich nicht sogar froh um das „funktionierende Rollenverhalten“, weil es mir in gewisser Weise Schutz und Sicherheit gibt?
- Kann ich einem anderen überhaupt noch zeigen, daß er mir nicht gleichgültig ist, daß er mich nicht nur als medizinisches oder pflegerisches Objekt interessiert, oder habe ich längst verlernt, Gefühle zu zeigen? Akzeptieren

die anderen, daß ich mich menschlich engagiere oder unterliege ich da einer sozialen Kontrolle?

- Den anderen „zweckfrei“ annehmen? Verfolge ich nicht gerade in meinem Beruf den „Zweck“, dem anderen zu helfen? Was ist überhaupt zweckfrei in meinem Leben?
- Weiß ich denn jemals mit Sicherheit, daß der andere meine Nähe will, oder erwartet er nicht nur eine optimale technische Versorgung? Weiß der Patient eigentlich selber, was er will? Häufig stellt doch die Krankheit für ihn eine solche Verunsicherung dar, daß er seine Bedürfnisse selbst nicht überblickt, geschweige denn formulieren kann. Und wir gehen dann von vermeintlichen Bedürfnissen aus . . .
- Kann oder will ich mich überhaupt vom Leid des anderen innerlich ergreifen lassen? Bemühe ich mich nicht sogar, das alles ein Stück von mir wegzuhalten? Sind es nicht viel zu viele, die etwas von mir wollen? Zeit habe ich ohnehin keine.

### Der „gesellschaftliche“ Hintergrund

Vielleicht sollten wir auch die gesellschaftlichen Strömungen, die einen jeden irgendwo mitprägen, nicht außer acht lassen; wir leben in einer „mobilen“, schnelllebigen Gesellschaft, die geprägt ist von raschen Veränderungen und vielen Kontakten. (Auf das Krankenhaus bezogen: große Krankenhäuser, viele Patienten, kurze Verweildauern.) Wir leben in vielen Beziehungen, aber die Kontakte geschehen so rasch, bleiben so oberflächlich, daß sie den einzelnen in seiner Tiefe, in seiner Personmitte gar nicht mehr erreichen – so bleibt der einzelne allein, vereinsamt – und diese Einsamkeit macht ihm Angst. Anstatt ihm zu helfen, die elementare Einsamkeit zu entdecken und zu bejahen, wird die Angst vor der Einsamkeit so groß, daß der Mensch von einem Treffen zum anderen, von einem Termin zum anderen stürzt und in der Gefahr steht, den Kontakt zu sich selbst zu verlieren, in der Gefahr, sein eigenes inneres Leben und damit sein Ich verkümmern zu lassen.

Aus diesem Hintergrund stellt sich dann natürlich die Frage, ob der Mensch überhaupt noch fähig ist, dem anderen zu begegnen, ihn in seiner Einsamkeit und Fremdheit zu entdecken, anzunehmen und auszuhalten – den anderen zu lieben oder geliebt zu werden? Oder fehlt ihm für wirkliche Beziehungen schon die eigene Tiefe? Und als Begründung bleibt: Ich habe keine Zeit!

Wir haben verlernt, im konkreten Augenblick zu leben, ohne schon an den nächsten zu denken, diesen konkreten Menschen vor uns zu haben, ohne uns schon mit einem anderen zu beschäftigen. Unserer Zeit fällt es schwer, das Wesentliche zu sehen, weil wir von so vielen Bildern und Eindrücken überschwemmt werden. Wie will der Mensch dann wirklich zuhören, wenn das „Ich habe keine Zeit“ zur zweiten Natur geworden ist, wenn Zuhören keine überprüfbare Leistung darstellt, wenn der Mensch doch schon im voraus

weiß, was dem anderen fehlt, wenn er in der Kategorie des „man“ statt des „ICH“ oder „DU“ denkt?

Wir leben in einer progressiven Leistungsgesellschaft, die geprägt ist von der Vorstellung, daß alles machbar ist und zwar nach der Maßgabe unserer eigenen Bedürfnisse. Der Fortschrittsglaube, dem Tugenden wie Ehrfurcht und Geduld fremd sind, glaubt auch an die Machbarkeit menschlicher Beziehungen – auch an die Machbarkeit der Gesundheit. „Dann tun Sie doch etwas dagegen!“ Und man tut irgend etwas . . .

Auf diesem Hintergrund fordert der Mensch sein Recht, aber keine menschliche Zuwendung. Nicht der Mensch als solcher zählt, sondern das, was er leistet – in dem Maß als er etwas leistet. Und da der Mensch in dieser Haltung nicht glücklich – nicht er selbst wird, treibt es ihn zu immer neuen Leistungen.

Wir leben in einer Gesellschaft, die die Freiheit des einzelnen proklamiert. Jeder hat für sich ein Recht auf größtmögliche Freiheit und jede Einengung des einzelnen, jedes Zurückstellen eigener Wünsche, jedes Opfer muß vermieden werden, jeder hat das Recht, sein Leben nach seinen Vorstellungen zu gestalten, hat das Recht auf Selbstverwirklichung. Dann stellt der persönliche Einsatz für den anderen, die absichtslose Bindung an ein Du, natürlich eine Einschränkung einer so verstandenen Freiheit dar. Die grundlegende Tatsache, daß Selbstverwirklichung nur in der Hinwendung zum Du geschieht, wird dabei vergessen. Diese Art von Freiheit verschließt den Menschen in sich selbst, macht ihn im tiefsten unfrei. Umgekehrt ist unsere Gesellschaft auch geprägt von einem Kollektivdenken; der Gedanke: „Die Patienten“ steht mir näher als der einzelne, und unser naturwissenschaftliches Denken macht den Patienten eben oft zum medizinischen Fall.

Dieses sind nur einige Momente, aber sie lassen es fraglich erscheinen, ob der Mensch fähig ist zu lieben.

Herausgefordert – Eingefordert – Überfordert?

Was aber geschieht, wenn der Mensch noch bereit ist, sich vom Leid des anderen treffen zu lassen? Wenn er plötzlich die Erfahrung macht, daß der andere nicht dieses oder jenes braucht, nicht diesen Rat oder jene Hilfe, sondern ganz einfach den Menschen?

Es gibt verschiedene Möglichkeiten:

Es kann ihm im gleichen Augenblick die Ungeheuerlichkeit dieses Anspruchs bewußt werden – und er kann ihn, in einer Art Selbstschutz, auf die Ebene sachlicher, korrekter Dienstleistung reduzieren.

Wenn er das häufig genug tut, nicht mehr sich als Person, sondern sich nur noch in seiner Funktion einfordern läßt, dann nimmt er die Not und den Anspruch des andern bald nicht mehr wahr.

Gerade das ist unser Problem in der Krankenpflegeschule, den jungen Menschen, die mit einem ungeheuren Idealismus zu uns kommen, diese Sensibilität zu erhalten – ihnen zu verdeutlichen, daß der Patient, der unter Umständen schellt und nach der Uhrzeit fragt, oft gar nicht wissen möchte, wie spät es ist, sondern Zuneigung braucht, ein menschliches Gegenüber sehen möchte. Diesen Signalcharakter vieler Äußerungen erkennen die „Neuen“ schon noch, aber wenn sie erst einmal einige Monate im „Betrieb“ sind, werden sie taub für diesen Anspruch.

Die andere Möglichkeit ist die, daß ich auf diesen Anspruch eingehe. Gelegentlich tut es sogar gut, zu erleben, daß der andere mich braucht, daß er mir Vertrauen schenkt, daß er mich annimmt – und ich bin durchaus bereit, mich einzusetzen. Aber früher oder später mache ich dann die Erfahrung, daß es meine Kräfte übersteigt; früher oder später stellt sich die Frage, ob es sinnvoll ist, sich derart einzusetzen . . . und es gibt dann unendlich viele vernünftige Gründe dafür, daß ich mich zurückziehe:

- Man muß ja gerecht sein! Und bei der großen Zahl der Patienten kommen andere zu kurz.
- Die Belastung durch die Not der anderen wird zu groß. Man kann ja nicht mit jedem mitleiden. Man braucht seinen privaten Freiraum.
- Es kommt das Gefühl, vom anderen vereinnahmt zu werden, die Angst, die Zuwendung nicht durchhalten zu können . . . Das Erleben, verwundbarer zu werden, und das verunsichert.
- Dazu die Hektik des Alltags! Kurzfristige Zuwendung – ja! Aber länger? Dieses Durchtragen in Treue?

Ich mache die Erfahrung, daß – wenn ich mich ehrlich auf diesen Prozeß einlasse – nicht ich das Maß meiner Liebe bestimme, daß ich einfach immer tiefer in diese Beziehung einbezogen werde, daß ich diesen Prozeß nicht mehr in der Hand habe. Und da ich gewohnt bin, möglichst alle Unsicherheiten auszuschalten, möglichst alles in der Hand zu haben, ergreife ich die Flucht.

Ich kann die Erfahrung machen, daß der andere die angebotene Nähe zurückweist. Ich möchte ihm helfen, aber der Patient weist mich zurück. Vielleicht bin ich dann enttäuscht, und in dieser Enttäuschung frage ich nicht nach den Gründen, versuche nicht ihn zu verstehen. Wie oft mag dieser Mensch in seinen persönlichen Beziehungen schon enttäuscht worden sein, daß er zu Vertrauen gar nicht mehr fähig ist? Oder ist es einfach die Angst, die ihn mißtrauisch macht? Traut man uns Zuwendung „einfach nur so“ überhaupt noch zu? Auch das ist dann eine Form des Liebens, die Zurückweisung zu akzeptieren und auszuhalten in der immer neuen Bereitschaft, für den anderen da zu sein, sobald er nur möchte. Wenn ich mich auf diesen Prozeß einlasse, werde ich auch meine eigene Fremdheit erfahren; ich werde entdecken, daß ich durchaus nicht so geduldig, so einführend bin, wie ich es selbst von mir meinte, ich werde erleben, daß ich empfindsam und verwundbar bin,

daß ich meine eigenen Motive und Reaktionen nicht immer überblicke – daß ich mich selbst in Frage stelle – und in Frage gestellt werde. Hier liegt dann der „Ausweg“ nahe, daß ich mich hinter das Bild, das ich von mir habe, zurückziehe. („Ich bin nicht stark genug, um schwach zu sein.“)

Ich werde aber auch erfahren, daß ich das Bild, das ich mir vom anderen gemacht habe – und immer wieder mache – zerstören muß, daß ich aufhören muß, ihn nach diesem oder jenem Bild verändern zu wollen. Ich werde ihm immer wieder neu die Möglichkeit geben müssen, ganz er selbst zu sein, er selbst zu werden in dieser konkreten Situation der Krankheit.

Da wo diese Liebe gelingt – bruchstückhaft und immer neu versucht – werde ich durch all diese Erfahrung hindurch menschliche Erfüllung finden – eigene Entgrenzung und damit eigene Heilung.

All das macht deutlich, daß der Mensch aus sich mit dieser Liebe überfordert ist; er kann es mit Idealismus immer wieder versuchen, er kann die verschiedensten Techniken und Verhaltensweisen einüben, aber er wird – von sich aus – immer wieder scheitern, er wird gefangen bleiben in sich selbst – und dann liegt die Gefahr nahe, daß er sich auf sich selbst zurückzieht, daß er gar nicht mehr den Versuch macht, auf den anderen zuzugehen, den anderen in seinem Leid und in seinem So-Sein zu sehen, daß er im Unverbindlichen lebt, freundlich und korrekt seinen Dienst leistend, sachlich interessiert – aber menschlich leer.

### Lieben – *das* Gebot des Christentums

Können wir als Christen uns mit diesem Befund, mit der immer wieder erlebten Unfähigkeit zu lieben, zufriedengeben? Ist nicht gerade die Liebe „Dies trage ich euch auf, liebt einander!“ (Jo 15,17) das entscheidende Gebot des Christentums?

„Ein neues Gebot gebe ich euch: Liebt einander! Wie ich euch geliebt habe, so solltet auch ihr einander lieben. Daran werden alle erkennen, daß ihr meine Jünger seid, wenn ihr einander liebt“ (Jo 13,34–35).

Somit entscheidet sich an unserer Nächstenliebe die Echtheit unseres Verhältnisses zu Christus, die Echtheit unseres Glaubens. Natürlich könnte man darüber diskutieren, wer dieses „einander“ ist, aber wenn der Glaube an Christus die universale Heilsgemeinschaft begründet, dann werden wir so leicht niemanden von dieser Liebe ausschließen können, ohne Christi Auftrag zu verfälschen. Man könnte sich schon einmal fragen, ob der Nichtchrist uns Christen wirklich an unserer Liebe erkennt. Dieses „Liebet einander“, dieses „Lieben, wie Christus geliebt hat“, stellt das nicht auch wieder eine neue Überforderung dar? Wie hat Jesus geliebt? So viele Begebenheiten fallen einem ein: die Ehebrecherin, einen Schächer, einen Judas – eine Liebe, die



so oft gar nicht in die gängigen Verhaltensnormen paßte, eine Liebe, die ihn schließlich ans Kreuz brachte . . .

- Jesus hatte Zeit für alle, die zu ihm kamen, auch wenn es so viele waren, daß „sie kaum Zeit zum Essen hatten“ (vgl. Mk 3,20)
- und seine Verwandten meinten, er sei von Sinnen!
- Jesus bevorzugte die Armen, Kranken, Ausgestoßenen, die von den anderen Verachteten.

Im Gespräch mit Schülerinnen, wenn es darum geht, das spezifisch Christliche der Krankenpflege anzusprechen, kommt oft auf die Frage, ob ihr Glaube etwas mit ihrem Beruf zu tun hat, die Antwort: „Ja, ich soll doch meinen Nächsten lieben, wie mich selbst.“ Interessant wäre dann die Frage: „Glauben Sie, daß Sie das können?“ . . .

Wenn der Mensch nur mit diesem Gebot konfrontiert ist: Du sollst lieben!, wenn er es nicht mehr auf dem Hintergrund des Liebesbundes zwischen Gott und Mensch, zwischen Christus und Kirche sieht, dann spürt er sofort wieder seine Unfähigkeit. Dann ist diese Forderung so gewaltig, daß er die Frage nach dem „Nächsten“ (Lk 10,29), wie sie der Gesetzeslehrer stellt, gar nicht mehr wagt.

Und doch gilt dieses Gebot Jesu, gilt, daß ich mich zum Nächsten machen muß, zum Nächsten machen lasse, für den, der mich braucht. Der Samariter fragt nicht, ob er für diesen Menschen wirklich zuständig ist, ob nicht vielleicht andere diese Hilfe besser leisten könnten, er fragt nicht, welche Nachteile ihm daraus erwachsen, er handelt – sofort und spontan. (Dabei stellt sich mir die Frage, ob wir in unserem heutigen Gesundheits- und Krankenhauswesen zu spontanem Handeln noch fähig sind. Ist nicht selbst unsere Nächstenliebe geplant, organisiert?)

Voraussetzung für dieses Handeln ist das „Sehen“. Vom Priester und vom Leviten hieß es: „Er sah ihn und ging vorüber“ – der Samariter aber sah ihn, sah in in seiner Not, und ließ sich davon ergreifen, er hatte Mitleid. Den anderen sehen, den je konkreten Menschen, ihn in die Mitte unseres Denkens und Handelns stellen – wie oft heißt es in der Heiligen Schrift, wenn es um die Begegnung Jesu mit einem Menschen geht, „Stell dich in die Mitte“ – das meint biblisch Zuwendung und Bejahung, d. h. aber auch, daß nicht ich, nicht meine Interessen im Mittelpunkt stehen.

Wer dieses Gebot Jesu aus sich zu erfüllen sucht, wer es aus dem lebendigen Bezug zum Herrn löst, wer darin lediglich die Aufforderung sieht, Jesu Tun als Beispiel für sein eigenes Tun zu nehmen, wird diese Forderung Jesu als Überforderung abtun in der Erfahrung, daß er es aus sich nicht kann. Er würde aber auch zeigen, daß er das Wesen des Christentums noch nicht erfaßt hat.

## Lieben – als Geschenk

Christsein heißt nicht, diese oder jene Gebote erfüllen, sondern mit ganzem Herzen Ja sagen zum Geschenk der Liebe, heißt, sich so, wie man ist, von Gott geliebt wissen.

Christsein heißt, sich dieser Liebe ausliefern, sich von dieser Liebe füllen lassen, heißt teilhaben an der Liebe, die Gott ist. Lieben kann der Mensch nicht allein mit der Kraft seines Willens, auch nicht mit dem Nachdruck eines Gebotes, sondern nur, indem er sich öffnet für die Liebe Gottes.

Die Botschaft des Evangeliums ist doch die, daß der Mensch erlöst ist, erlöst aus seiner Unfähigkeit, aus sich herauszugehen und den anderen zu lieben, erlöst aus aller Vereinsamung und Ich-Verfallenheit.

Michael Brugger schreibt einmal: „Erlösung bedeutet Umwandlung des Menschen zum Liebenden“ (Brugger, in: Lebendiges Zeugnis, 5/69, S. 34). Dann wird deutlich, daß Erlösung – und damit Heilung – auch heute geschieht, da wo der Mensch sich von der Liebe Gottes einholen und umwandeln läßt, da wo er sich der Wirklichkeit bewußt wird – und sie im Alltag lebendig werden läßt: Gott liebt mich – absolut und unwiderruflich.

Und so, wie ich an dieser göttlichen Liebe teilhabe, bin ich auch berufen – von innen her verpflichtet – diese Liebe Gottes weiterzugeben. Der Mensch, der sich täglich neu dieser Liebe öffnet, sich ihr ausliefert – so anfanghaft und bruchstückhaft es auch immer sein mag – wird darin die Kraft erfahren, die es ihm ermöglicht, seinen Nächsten, selbst den Geringsten seiner Brüder zu lieben.

Christsein heißt, sich dieser Wirklichkeit stellen, heißt die Botschaft der Heiligen Schrift in ihrer Gültigkeit nicht auf frühere Zeiten beschränken, sondern davon überzeugt sein, daß Christus auch heute noch im Heiligen Geist in seiner Kirche – und damit im einzelnen – lebendig ist. „Denn die Liebe Gottes ist durch den heiligen Geist ausgegossen in unsere Herzen.“ (Röm 5,5).

Der Christ, der um das Wirken des Heiligen Geistes in sich weiß, der sich seiner Führung anvertraut, der wird trotz und in aller eigenen Ohnmacht und Begrenztheit, die Kraft dieses Geistes, die Kraft seiner Liebe erfahren.

Voraussetzung dafür, daß der Mensch diese Liebe Gottes als lebendige Wirklichkeit erfährt, ist das Gebet – das Hören auf den Herrn, das sich immer wieder neue Öffnen für sein Wirken. Vielleicht tut sich der heutige Mensch deshalb so schwer mit dem Gebot der Liebe, weil er verlernt hat zu beten, weil er von so vielen Dingen angefordert ist, daß ihm für das Gebet keine Zeit mehr bleibt – weil er nicht mehr in der Lage ist, sich der Einsamkeit und Stille zu stellen.

Wenn der Mensch betet, wird er der Liebe Gottes inne – und indem – und weil er sie erfährt – wird er beten – in Dank und Lobpreis dieser Liebe – aber

auch im Tun dieser Liebe, die ihn zuerst geliebt und sich für ihn dahin gegeben hat.

Lieben heißt dann, daß der Mensch Gott seine Offenheit und Bereitschaft anbietet, daß Gott ihn mit seiner Liebe erfüllen kann, daß diese Liebe im Menschen Gewalt gewinnt und so für den anderen sichtbar wird, heißt: offen sein für das Tun Gottes in uns und durch uns für den anderen. Um wirklich lieben zu können, braucht der Mensch das Gebet, braucht er die Erfahrung, von Gott geliebt zu werden. Ob auf diesem Hintergrund nicht auch das Gebet für den Kranken und das Gebet mit dem Kranken seinen Platz hat?

## Lieben – Wesensmerkmal der Jüngergemeinde

Wenn der Mensch sich auf Christus einläßt, wenn er in einer lebendigen Beziehung zu ihm steht, wird er auch in einer lebendigen Beziehung zu seinen „Brüdern“ stehen.

Im Brief an die Philipper schreibt Paulus über diese Gemeinschaft: „Wenn es also eine Ermahnung in Christus gibt, Zuspruch der Liebe, eine Gemeinschaft des Geistes, herzliche Zuneigung und Erbarmen, dann macht meine Freude dadurch vollkommen, daß ihr eines Sinnes seid, einander in Liebe verbunden, einmütig und einträchtig, daß ihr nichts aus Ehrgeiz und nichts aus Prahlerei tut. Sondern in Demut schätze einer den anderen höher ein als sich selbst. Jeder achte nicht nur auf das eigene Wohl, sondern auch auf das der anderen“ (Phil 2,1–4).

Diese Gemeinschaft, die in der Liebe Christi gründet, ist sicher in der Urkirche erfahren worden – steht aber als Zielvorstellung und als Zusage des Herrn auch über der Kirche von heute; als Zusage, weil die Wirklichkeit dieser Gemeinschaft Geschenk des Geistes und nicht eigene Leistung ist. Paulus fordert die Gemeinde in Philippi nicht auf, sich so und so zu verhalten, damit sie Gemeinschaft wird, sondern leitet ein solches Verhalten aus der Tatsache der Gemeinschaft mit dem Herrn und untereinander ab: sind wir Brüder und Schwestern im Herrn, so müssen wir auch als solche leben!

So ist die lebendige Gemeinde – die erfahrbare Gemeinschaft wie die Universalkirche – m. E. wie das Gebet mit Voraussetzung, aber auch Frucht der Nächstenliebe.

Um den Nächsten zu lieben, den, der meinen konkreten Alltag ausmacht, brauche ich auch immer wieder den Raum, in dem ich geliebt und angenommen bin, brauche die Gemeinschaft, die mich stützt und trägt und die im gemeinsamen Erinnern und Beten die Zusage in mir lebendig hält, daß Gott mich – und uns – in Jesus Christus liebt. Der Christ braucht die Gemeinschaft der Glaubenden (– Stationsteam, Mitarbeiterteam, konkrete Gemeinde).

Fehlt diese Gemeinschaft, fehlt der konkrete Bezug zu ihr, steht der Mensch in Gefahr, in der Routine des Alltags, in einer oft so ganz anders orientierten

Welt, diese Wirklichkeit der Liebe Gottes zu vergessen. Wir brauchen das gegenseitige Erinnern und Stützen!

Lieben – wer kann das schon?

B. Häring schreibt: Christus „ist die Quelle, von der seine Jünger lebendiges Wasser der Liebe schöpfen können, denn er sendet den Heiligen Geist (Jo. 7,37–39). Er ist gekommen, um das Feuer der Liebe zu bringen, und jene, die sich ihm in Treue öffnen, erfahren, daß es möglich ist, Gott mit Jesus zu lieben und im Mitvollzug der Liebe Gottes die Mitmenschen so zu lieben, wie Jesus uns geliebt hat“ (Häring, *Frei in Christus II*, 1981, S. 414).

Lieben – wer kann das schon?

Der, der bereit ist, sich immer wieder neu herausrufen zu lassen aus aller Ich-Bezogenheit, der sich auf den Weg rufen läßt zu dem, der seine Nähe braucht, der in Nüchternheit und Treue diesen Weg mit dem anderen geht – und im Gehen des Weges die Kraft jener Liebe erfährt, die ihn befähigt, seinen Nächsten zu lieben.

„Du hast mehr Möglichkeiten als du ahnst, wenn du an die Möglichkeiten glaubst, die Gott mit dir hat.“